



**Stifts
gymnasium**

Kremsmünster

**150. Jahresbericht
2007**

Klosterleben heute?

Benediktinisches Mönchtum vor der Herausforderung unserer Zeit

Dr. P. Bernhard Eckerstorfer

„Ist das Kloster noch bewohnt?“ Diese immer wiederkehrende Frage bei Stiftsführungen zeigt, dass Klosterleben heute für viele ein Überbleibsel einer versunkenen Welt ist: Es kommt von weit her, scheint unwirklich – und doch spricht es an. Wenn eine Touristengruppe jemanden von uns im Habit erspäht, dreht sie sich fast unwillkürlich um; der Mönch scheint plötzlich viel interessanter als die beste Erläuterung unserer 1200-jährigen Geschichte. Und die Begegnung mit einem Mitbruder schlägt sogar den Tassilokelch oder den Codex Millenarius!

Offenbar befremdet und fasziniert unsere benediktinische Existenz. Wie erscheint nun der Mönch vor dem Hintergrund der heutigen Lebenswelt? Welche Herausforderung bedeutet unsere Zeit für das Klosterleben und wie wäre ein zukunftsträchtiges Klosterleben zu sehen, das heute noch etwas zu sagen hat? Diese grundsätzlichen Fragen dürfen gerade ein Kloster bewegen, das einen neuen Abt gewählt hat. Jede „Regierungszeit“, auch die segensreichen 25 Jahre unter Abt Oddo Bergmair, kann der nachfolgenden Generation nicht eine Neuorientierung und einen Aufbruch ersparen, der stets verbunden ist mit einer Neubesinnung auf das gestiftete Erbe. Das klostereigene Gymnasium bleibt davon nicht unberührt! Die Gefahr besteht freilich darin, allzu schnell von einer Bedarfs-erhebung auszugehen und kurzsichtig darauf zu achten, alle Bereiche bestmöglich abzudecken; das Wort ab-decken zeigt ja bereits die damit verbundene Problematik an. Das Stift Kremsmünster hat in seiner langen Geschichte gezeigt: Das Mönchtum lebt nicht nur von seinen sicher notwendigen seelsorglichen, pädagogischen und wirtschaftlichen Aufgaben; es braucht ebenso für die eigene Identität die Reflexion auf das Grund-verständnis seiner ureigenen Existenzform und ihrer Lebensvollzüge. Der vorliegende Aufsatz möchte in bescheidener, begrenzter und vorläufiger Form diesem Anliegen Rechnung tragen. Er sei unserem neuen Abt Ambros Ehart mit großer Wertschätzung und den besten Wünschen für seine Amtszeit gewidmet.¹

1 Der Text ist weitgehend die deutsche Fassung des Vortrags „The Challenge of Postmodernity to Monasticism“, gehalten beim internationalen Symposium *Church, Monasticism and Society* im Juni 2006 in Rom.

Auftakt: Benediktinisches Leben – eingebettet in die Zeit und ihr doch fremd

Der grundlegende Wesenszug des Mönchtums ist der Rückzug aus der Welt. Klöster gestalteten durch die Jahrhunderte in je verschiedener Weise die Distanz zur eigenen Kultur und eine gewisse Unabhängigkeit von der Ortskirche. Haben deswegen gesellschaftliche und kulturelle Entwicklungen den Mönchen (sie stehen für Personen, die ein benediktinisch geprägtes Leben führen) nichts zu sagen? Ist ihre monastische Eigenwelt gar immun gegenüber profanen Vorgängen? Neuankömmlinge hegen manchmal solche Erwartungen; sie meinen durch den Eintritt ins Kloster der Welt mit ihren Versuchungen und negativen Einflüssen zu entfliehen. Auch jenen Zeitgenossen, die Klöster lediglich als groteske Relikte einer weit entfernten Vergangenheit museal festhalten möchten, schwebt eine absolute Trennung von Kloster und heutigem Leben vor.

Doch für ein zukunftsträchtiges Mönchtum sind Klosterleben und Welt untrennbar miteinander verbunden. Es gibt sich nicht der Illusion hin, die Novizen kämen als völlig unkodierte Wesen, um hinter bergenden Klostermauern eine vom Zeitgeist unbehelligte Formung zu erhalten; es macht sich nicht vor, eine Parallelwelt aufbauen zu können, die seine Bewohner der vorherrschenden Kultur völlig entzieht. Denn das Mönchtum ist kein abstraktes Gebilde, das in seinem Wesen unvermittelt in Zeit und Raum gestellt wird. Vielmehr sind Mönche konkrete Individuen einer bestimmten Epoche und Gegend. Als Kinder ihrer Zeit sind und bleiben sie verwoben mit der sie umgebenden und in ihnen fortlebenden Welt. Der Mönch ist Teil der Kirche und Teil der Gesellschaft; er kann sich von ihrem Leben nicht gänzlich verabschieden, denn sonst würde er sich im wahrsten Sinne des Wortes entleiben. Da nun den Mönch ähnliche Fragen beschäftigen wie seine Mitmenschen, sind die gesellschaftlichen Entwicklungen für ihn bedeutungsvoll. Nur eine fundamentalistische Haltung glaubt, sich mit der vermeintlich abgeschlossenen Tradition der eigenen Gruppe begnügen zu können. Dem katholischen Geist wird dagegen jedes Umfeld zum Nährboden seiner Samen, wodurch sich das Evangelium in stets neue Kulturwelten hinein inkarniert. Die Welt ist daher für das Mönchtum nicht bloß ein Objekt, das aus einer skeptischen Distanz heraus zu betrachten sei, sondern sie ist selbst unreduzierbarer Erfahrungsraum Gottes.

So kann in unserer von Übergängen und Neuorientierungen geprägten Zeit das Mönchtum erst zu sich selber kommen und seine bleibende Gestalt im Heute verstehen, wenn es unser Lebensgefühl wahr- und aufnimmt. Der Blick von außen auf das Eigene befreit die monastische Lebensform vor einer blinden und zunehmend sinnlosen Fortschreibung eingefahrener Traditionen. Das Wagnis, sich von der Welt herausfordern, ja inspirieren zu lassen, ist die Grundlage dafür, das Mönchische im derzeitigen Verstehenshorizont sinnvoll leben und aussagen zu können. Freilich kann dies nur der eine Teil der monastischen Selbstbestimmung sein: Auch wenn der Mönch die vorherrschenden Lebens- und Denkweisen verinnerlicht und er die Welt kraft seiner Berufung in sein Herz einschreibt, so ist ihm eine radikale Unabhängigkeit von gesellschaftlichen Erwartungen und kulturellen Handlungsmustern abverlangt. Durch seine unterscheidende Lebensform tritt er in Differenz zur Welt. Er entledigt sich ihrer zwar nie ganz, aber er bleibt ihr fremd. Denn das Mönchtum bietet ihm eine Eigenkultur, in der er unter Aufnahme von und durch Abgrenzung zu gängigen kulturellen Praktiken eine charakteristische Praxis ausbildet.

Dadurch lernt er, sich selbst und die Welt in einer bestimmten Perspektive zu verstehen. Der Mönch lebt in dieser Welt, aber er bleibt ihr fern. Und so ist vielleicht die durch eine mönchische Lebensform geprägte Art, mit den alle Menschen bedrängenden Fragen zu ringen und Antworten zu versuchen, für die Kirche und die skeptischen Zeitgenossen bereichernd. Plötzlich wird das Mönchtum zur Herausforderung und Inspiration für Kirche und Welt.

In drei Etappen wollen wir das Angedeutete ausschreiten. Zuerst begehen wir unsere Lebenswelt, die wir mit dem etwas journalistisch anmutenden und doch vielfach ernst verwendeten Verlegenheitsbegriff „Postmoderne“ kennzeichnen. Wie verhält sich ihr Lebens- und Denkstil zum Mönchtum? Welche Wahlverwandtschaften und welche Ungleichzeitigkeiten lassen sich ausmachen? Der postmoderne Blick führt sodann zu einer Herausforderung für das Mönchtum, die für das Leben im Kloster selbst hilfreich ist. So können wir Fehlformen heutigen Mönchtums identifizieren und bewährte Wege gelungener Mönchsexistenz in einer neuen Perspektive entdecken. Schließlich tritt der postmodernen Zeit ein derart gesehenes und gelebtes Mönchtum gegenüber, das ihr eine andere Wirklichkeit eröffnet und sie einem Anderen anvertraut. Dabei liegt uns nicht daran, ein monastisches Ideal zu formulieren, sondern in Verantwortung gegenüber den ererbten Traditionen und im Angesicht unserer Lebenswelt methodologische Leitlinien zu entfalten, anhand derer praktische Fragen erörtert werden können. Die Ausführungen zielen somit auf einen kulturwissenschaftlich und theologisch verankerten Rahmen für den Dialog zwischen heutiger Zeit und Mönchtum.²

1. Gegenwärtige Lebenswelten und das Mönchtum

Mit dem Wort der Postmoderne wollen wir menschliche Erfahrungen sowie gesellschaftliche und kulturelle Entwicklungen fassen. Das bedeutet zugegebenermaßen eine recht schematische Erläuterung dessen, was in der Luft liegt, die wir alle atmen. Aber es können vielleicht doch damit Lebensgefühle und Mentalitäten erfasst werden, die sich unserem Verhalten und Sprechen tief einprägen. Freilich, solche Darstellungen finden sich wohl oder übel im Streit um die Zukunft wieder: Wie fasse ich eine vermeintlich neue Lebens- und Denkweise? Leite ich sie aus der Vergangenheit ab oder stelle ich sie ihr gegenüber? Die Postmoderne erhält ja von daher Konturen, wo sich heutiges Leben und Denken von dem abhebt, was wir gemeinhin als Moderne verstehen.

Der Postmoderne sind „große Erzählungen“ und Theorien, die alles erklären, verdächtig, d. h. die Allmacht von Wissenschaft und Technik, die rationale Welt-durchdringung und ein unerschütterlicher Fortschrittsglaube. Einheitsgebilde wie Faschis-

2 Den folgenden Ausführungen zugrunde liegende (religions-)soziologische Untersuchungen finden sich verarbeitet und genau belegt in meiner Monographie *Kirche in der postmodernen Welt. Der Beitrag George Lindbecks zu einer neuen Verhältnisbestimmung* (Innsbruck/Wien: Tyrolia-Verlag 2001), die vor meinem Klostereintritt entstand. Seither versuche ich, neuere Entwicklungen aus der Perspektive meiner benediktinischen Lebens- und Denkform zu verstehen. Einschlägige Publikationen jüngerer Datums habe ich aufgenommen, ohne sie hier im Einzelnen dokumentieren zu können. Ausdrücklich nennen möchte ich dagegen Prof. Elmar Salmann OSB, der mir seit meinem Studienaufenthalt in Rom 2001-2003 in zahlreichen Gesprächen Wegweisungen und Anregungen gibt. Motive, die hier entfaltet werden, klingen übrigens an in seiner Kremsmünsterer Professpredigt, abgedruckt im 148. Jahresbericht (2005) 37-39.

mus und Kommunismus sind für sie Ausgeburten der Moderne, die sich selbst gegen diese wenden. Vorboten der Postmoderne können wir dagegen in der Malerei entdecken, wenn sie von der Zentralperspektive abgeht; im Dadaismus, insofern dieser eindeutig festgelegte Sprachmuster über den Haufen wirft; in der Zwölftontechnik, wenn sie die klassische Harmonielehre ersetzt. Nach den beiden Weltkriegen wie auch nach dem Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus ab 1989 sind kleinere geographische Einheiten an die Stelle von Riesenreichen mit einer Zentralgewalt getreten; in dieser Entwicklung lässt sich ein Sinnbild für die sich langsam durchsetzende Zersplitterung in einzelne Lebenswelten sehen. Doch gesellt sich zum postmodernen Ruf nach Befreiung von der Uniformität immer wieder eine merkwürdige Sehnsucht nach Vereinheitlichung, die in Politik, Wirtschaft und im Lebensgefühl zu bemerken ist. Jedenfalls möchte die Postmoderne gegenüber einer rationalistischen Wirklichkeitskonzeption mit ihrer verengten Logik des Messens und Wägens den Sinnen und Gefühlen wieder eine eigene Erkenntniskraft zugestehen. Die Architektur veranschaulicht diese Entwicklung: Der einheitliche und rein funktionale Bauhausstil macht einer facettenreichen, zuweilen spielerischen Gestaltung Platz, in der Schönheit und überflüssige Ornamentik erneut eine wichtige Rolle spielen – wenn auch oft allzu eklektisch und sinnentleert.

Der Kern der Postmoderne ist Pluralität. Sie heftet die Befreiung vom Einheitszwang auf ihre Fahnen und verspricht mit dem Rückgriff auf Vielfalt, Eigenart und die Buntheit des Lebens eine ganzheitlichere Erfassung der Wirklichkeit. Damit sind neben einer nihilistischen Komponente auch ästhetische und mystische Dimensionen der Postmoderne angesprochen. Sie versprechen einen fruchtbaren Dialog mit der Religion, der uns im zweiten Punkt zu einer neuen Besinnung des Mönchtums führen soll. An dieser Stelle geht es vorerst um eine Konfrontation unserer Zeit mit dem Mönchtum, wodurch zugleich postmoderne Grundzüge hervortreten. Bei all dem ist zu beachten, dass die Postmoderne keine Negierung der Moderne sein kann, vielmehr neuzeitliche Entwicklungen verschärft, relativiert, hintergeht und in verwandelter Form wieder aufleben lässt. So bleibt das menschliche Subjekt im Zentrum der Weltbetrachtung. Die vorangetriebene Individualisierung geht einher mit einer Fragmentarisierung, die das Ich in eine Ruinenlandschaft verschiedener auszuwählender Traditionen und Handlungsmuster stellt.

Bereits die Industrialisierung brachte die Auflösung kultureller Milieus und eine oft beklagte Vereinsamung. In der Spätmoderne lösen sich bergende Sozialformen der Religion auf, die in der katholischen Welt bis in die 1960er Jahre eine gewisse Homogenität und Uniformität sicherten. Was in profanen wie religiösen Angelegenheiten früher von vorgegebenen Traditionen und auf institutionellem Wege geregelt war, das hat sich das Individuum vermehrt selbst zusammenzuzimmern. Der Einzelne darf und muss sich seinen Lebensraum erfinden, definieren, gestalten – jeden Tag aufs Neue. Da es weniger etablierte Verhaltensregeln und Denkmuster gibt, ist jeder Mensch mehr oder weniger dazu befreit und genötigt, Dinge und Ereignisse nach eigener Maßgabe wahrzunehmen, einzuordnen und zu bewerten. Das alltägliche Leben, der Beruf, die Beziehungen werden zu Projekten. Ungeheure Möglichkeiten liegen in der freien Gestaltung des eigenen Lebens: Wie viele einengende Grenzen sind doch in den letzten Jahrzehnten verschwunden, wie viele oft versklavende Hierarchien im Beziehungsnetz gefallen! In der radikalisierten Moderne kann ich unabhängig von Herkunft und Geschlecht meine Karriere aufbauen, eine Vielzahl von kulturellen und religiösen Angeboten stehen mir zur Verfügung. Das Leben erscheint manchmal gar wie ein Roman oder die nächstbeste Fernseh-

serie – ereignisreich, unbegrenzt, beliebig. Und so wird es auch oft zu leben versucht. Doch da tut sich eine andere Seite auf: Der Zwang zur Individualisierung überfordert viele, zuweilen bedrückt er alle. Ständig sich selbst und der eigenen Inszenierungslust anheim gegeben ist man überlastet und hat das Gefühl, immer unterwegs zu sein ohne jemals irgendwo anzukommen. Fortwährend muss das Individuum als autonomes Handlungszentrum *vorläufige* Entscheidungen treffen; bezeichnend ist die dem postmodernen Sprachgebrauch entlehnte Wortwahl „vorläufig“: eine Entscheidung nur für eine absehbare Zeit zu treffen verrät viel von einer revidierungsbesessenen Haltung. Beschleunigung und Mobilität unserer Zeit bringen mit sich, dass echte Heimat zur Seltenheit wird, mangelnde Orientierung um sich greift und das Leben auseinander fällt. Die Scheu, sich mit Institutionen zu identifizieren oder sich vorbehaltlos an ein Lebensprogramm oder einzelne Personen dauerhaft zu binden, ist Ausdruck und Motor dieser Misere und führt zur endgültigen Entwurzelung. Die Postmoderne muss auch erlitten werden.

Vor diesem schillernden Hintergrund der Postmoderne verblasst die mönchische Existenz. Sie schmeckt nach selbstverschuldeter Unmündigkeit, riecht nach Moder. Zwar verleitet der Traum von einem noch lebendigen „Großerzählung“ hin und wieder zu einem hoffnungsvoll-verstohlenen Blick hinter Klostermauern. Doch was ein postmoderner Sintourist in die Kreuzgangsidylle projiziert, kann heutiges Mönchtum nie und nimmer erfüllen. Umgekehrt regt sich von innen das illusorische Begehren, im Leben unter Regel und Abt eine sonst vermisste Ganzheit und unbeschränkte Geborgenheit zu finden. Gewiss, das Ordensleben bietet einen bergenden Rahmen und das Mönchtum einen festen Ort. Vieles ist vorgegeben, anderes ausgeschlossen – das entlastet und bringt Sicherheit. Doch der vom gängigen Lebensgefühl nicht unbeeindruckte Mönch tut sich letztendlich sehr schwer, jene Vollzüge einzuüben, die für seine älteren Mitbrüder von Anfang an Selbstverständlichkeit waren. Und der eine Bruder und die andere Schwester mag gar das Gefühl haben, zwischen zwei Stühlen zu sitzen: weder die postmoderne Freiheit ausleben zu können, noch im auseinander fallenden Kloster von heute Halt, Orientierung und ein lebendiges Beziehungsgeflecht zu finden.

Diese (vor-)schnellen Eindrücke und Beobachtungen müssen allerdings erweitert werden um eine gesetztere und mehr analytische Betrachtung des Verhältnisses von Postmoderne und Mönchtum. Mit Pluralität kann das Ordensleben grundsätzlich etwas anfangen. Es weiß, dass es recht unterschiedliche Stile umfasst und seine Existenz nur ein Bruchteil des Volkes Gottes war, ist und sein wird. Seine facettenreichen Ausgestaltungen von Leben, Gebet und Arbeit sind ein Reichtum, der zumeist auch von Kirche und Gesellschaft wohlwollende Anerkennung findet. Die Ordensexistenz fühlt sich auch von der Postmoderne beflügelt, wenn es darum geht, alte Traditionen aufzugeben, die einfach nicht mehr tragen. Doch der Traditionsbruch wiegt gerade für kirchliche Sozialformen wie die der Orden schwer. Wird der Lebenssinn nicht mehr kollektiv bestimmt, fällt eine bisher tragende religiöse Sozialisierung aus, die für das Ordensleben unerlässlich ist. Oft kommen Kandidaten mit einer Auswahlbiographie ins Kloster und haben eine sehr brüchige Identität. Mit vielen christlichen Selbstverständlichkeiten und Lebensvollzügen, die im Mönchtum noch einmal verdichtet werden, sind sie oft kaum vertraut. Folglich suchen sie ihren bisherigen Lebensstil in der Gemeinschaft *ihrer* Wahl möglichst beizubehalten und ihre religiöse Ausrichtung ohne große Änderungsbereitschaft zu verwirklichen.

Einen monastischen Grundsatz könnte man hingegen pointiert so formulieren: "Wir gehen ins Kloster, um verändert zu werden und den alten Menschen abzulegen." Dagegen bäumt sich der postmoderne Mensch auf. Seine Mentalität sagt: "Wenn mir etwas nichts gibt, dann lasse ich das eben bleiben oder steige ganz aus." Er ist geneigt, die Dinge vom vordergründigen Erlebniswert her zu beurteilen. Gewohntes wird schnell hinterfragt und das Unternehmen Kloster zunehmend als Experiment gelebt. An einem Ort Wurzeln zu schlagen und die monastische Identität als Ganzes anzunehmen fällt in einem solchen Klima schwer. Zumal dies ein Phänomen ist, das gerade auch bei jenen zu finden ist, die sich nicht postmodern wähnen oder sogar zeigen wollen, wie antimodern sie sind. Auch sie – und gerade oft sie – betrifft die Hermeneutik unserer Freizeitgesellschaft, die Abläufe der benediktinischen Gemeinschaft und ihre Rekreativitätsmöglichkeiten untergräbt. Da holt man sich dann, was einem die Kommunität und der Abt zu verweigern scheinen und flüchtet sich erst recht in fiktive Freiheitswelten.

Wie sollen etwa Klöster mit dem Internet umgehen? Es hat eine Durchlässigkeit unterschiedlicher Welten geschaffen, die den selbst gewählten Rückzug vor neue Herausforderungen stellt. Für die Arbeit ist das Internet auch im Kloster ein nützliches Werkzeug – dort ist sein Platz selbstverständlicher als in der Zelle. Außerdem muss jeder für sich die Grenze finden, wo die Freiheit zur Ausflucht und die Information zur Fiktion wird. Würde vielleicht der hl. Benedikt heute in seine Weisung, nach der Komplet zu schweigen, das Internet einbeziehen?

Am deutlichsten offenbaren sich die Schwierigkeiten für das Mönchtum im derzeitigen wohl hinsichtlich einer lebenslangen Bindung an eine konkrete Gemeinschaft.³ Verlockende Möglichkeiten im Akt einer freien Selbstbindung auszuschlagen und damit vielfältige Optionen abzuwählen, empfindet unsere Zeit fast als häretisch. Mobilität, absolute Verfügbarkeit über sich selbst und der ständige Wandel sind Grundzüge heutiger Selbstverwirklichung. Dagegen ist für den Mönch die Bindung an eine feste Gemeinschaft ein Gelübde (Regula Benedicti 58,17); der hl. Benedikt schärft dem Mönch sogar ein, nicht einmal der eigene Leib gehöre ihm (RB 58,25). Um dem Eigenwillen abzuschwören und sich dem Unplanbaren zu ergeben, soll sich der Mönch täglich den Tod vor Augen halten (RB 4,47): Die *ars vivendi* ist eng mit der *ars moriendi* verknüpft. Ob nicht zwischen der heutigen Todesverdrängung und der mangelnden Fähigkeit zu lebenslanger Bindung ein Zusammenhang besteht? So gesehen kann das Mönchtum einer Selbstbedienungsmentalität nur wenig religiöse Sinnbefriedigung bieten.

Nur wenn das Mönchtum sich von der Postmoderne abgrenzt, können beide neu aufeinander zugehen und sich gegenseitig befruchten. Doch zuweilen praktiziert es das Gegenteil: Man biedert sich – wie manchmal in der Kirche überhaupt – dem Zeitgeist an, entschuldigt sich im Vorhinein für eine über Jahrhunderte bewährte Lebensform und versucht ängstlich, das Sperrige, Mühevoll- und Merkwürdige auszublenden und so ein Christentum *light* zu verkörpern (das im übrigen weder die Gläubigen noch die Zeitgenossen interessiert). Das ist sicher zu pauschal gesagt. Aber haben nicht die Mönche selbst in den letzten Jahrzehnten zu sehr versucht, das Christentum dadurch zu retten, dass sie ihre eigene Lebensweise als kleine Aufbesserung für ein diesseits orientiertes Leben in

3 Vgl. zur Illustration Claudia Kunz, *Das Ganze im Fragment leben. Lebensentscheidung heute zwischen Anspruch der Treue und Einspruch der Postmoderne*, in: Ordenskorrespondenz 47 (2006) 387-395.

der Welt darstellten? Im guten Glauben, eine nette Gemeinschaft aufbauen zu können, setzt man auf äußerliche Dinge, auf liturgisches Make-up und soziale Aktivitäten, ohne an die Wurzel zu gehen. Junge Menschen, die ein radikales Mönchtum leben wollen, werden so in verzweifelte Bewegungen der Restauration gedrängt, die sich von der Welt ganz abschotten und in einem angeblich reinen Mönchtum modernistischen Versuchungen erst recht erliegen. Wir brauchen ein neues Verständnis des Mönchtums, das weder einen Ladenhüter im Ausverkauf propagiert noch eine elitäre Sonderwelt, welche ihre Zeit verteufelt. Demütig und dennoch stark möge das Mönchtum ein klares Profil einer auch heute aktuellen Lebensform zeigen, das für Kirche und Welt wirklich etwas zu bedeuten hat. Doch dazu muss es sich von außen betrachten und sich von einer scheinbar fremden Welt her neu begreifen.

2. Mönchtum aus postmoderner Sicht

Die Postmoderne ist eine Herausforderung, der sich das Mönchtum stellen sollte. Denn das heutige 'Leben im Dazwischen' erfordert und eröffnet einen Blick von außen, der dem Klosterleben zu einer Selbstbesinnung verhelfen kann. Bevor wir Grundzüge einer verheißungsvollen Anschauung des Mönchtums skizzieren, können wir aus postmoderner Perspektive Irrwege aufdecken, die heutige Fehlformen des Mönchtums demaskieren.⁴ Eine *prä- oder antiliberalen* Sicht des Mönchtums wäre demnach typenhaft zu charakterisieren als Abschließung des monastischen Lebens von der Umwelt. Diese stellt eine Bedrohung dar und wird deshalb mit Verachtung bedacht. Alte Traditionen und Sprachgebräuche wie die Rede vom Mönchtum als engelgleichem Leben oder lebenslangem Martyrium werden unvermittelt ins Heute gestellt. Das Überkommene dient geradezu als Fetisch, der in magischer Manier den unvermittelten Zugriff der Transzendenz auf die heilige Welt des Klosters verheißt. Die monastische Ordnung ist deshalb überzeitlich und unverrückbar (auch wenn sie erst hundert Jahre alt ist!), der Gehorsam eindimensional auf den Abt ausgerichtet. Das Mönchtum ist so gesehen eine erhobene und deshalb erhabene Wirklichkeit, die in der peniblen Erfüllung seiner Normen und Rituale ein gottgefälliges Leben garantiert. In Wahrheit entpuppt sich eine heute mitunter anzutreffende, durch Romantisierung und übergebührlige Ästhetisierung gekennzeichnete Restauration als modernistische Verirrung, die im Grunde traditionsfeindlich ist. Denn ein Traditionalismus lässt das Klosterleben zu einem blutleeren und privatistischen, auch leistungsorientierten Formalismus verkommen. Er bedeutet den Tod einer lebendigen Identität, die auf einer fortwährenden Traditionsstiftung gründet. Einst lebendige Formen erfahren hier eine De-Formation, die nach einer Re-Form verlangt.

Monastische Reform bedeutet aber nicht billige Anpassung, welche die eigene Identität aufgibt. Postmoderne Vordenker sind gerade am facettenreichen Leben und nicht an der Einverleibung von allem und jedem ins westliche Establishment interessiert. Sie fragen, wie das Mönchtum ein ansprechendes Geflecht von unterscheidenden Praktiken hervorbringt und das Leben im Angesicht eines ganz Anderen orchestriert. Die Spätmoderne hilft deshalb ebenso, *liberale Fehlentwicklungen* im Mönchtum zu demaskie-

4 Ausführlich entfaltet in meinem Aufsatz „Symbol einer Gegenwart. Auf dem Weg zu einer postmodernen Anschauung des Mönchtums“, *Zeitschrift für Katholische Theologie* 126 (2004) 269-296.

ren. Eine Erneuerung, die nur darauf abzielt "normal" zu sein und alles Eigen-artige (im doppelten Sinn des Wortes) möglichst zu vermeiden, ist auch für die Welt irrelevant. Wenn ein Kloster nur noch in einer Wohngemeinschaft für Männer oder Frauen besteht, die sich im Grunde genommen ihr eigenes Leben zurechtzimmern und keinen charakteristischen, ihr ganzes Leben bestimmenden Stil ausprägen, warum sollen dann Kirche und Welt das Phänomen überhaupt noch wahrnehmen? Hier kommt ein Strang der Postmoderne zum Vorschein, der in allem eine Differenz einmahnt und (post-)moderne Entwicklungen dekonstruiert. Sie wendet sich gegen die Banalisierung konventioneller Lebensweise, gegen eine passive Auslieferung an die Massenmedien und gegen die zynische Herabsetzung alternativer Lebens- und Wertvorstellungen.

Ein liberales Verständnis des Mönchtums investiert wenig in die eigene Überlieferung. Ohne große Bedenken stellt es vermeintlich tote Bräuche und alte Regeln der Bedeutungslosigkeit anheim. Wenn sie dem Einzelnen nichts geben, warum sich dann lange mit ihnen herumplagen? Tritt heute jemand ins Kloster ein, dann kann ihm – laut dieser Anschauung – die gewählte Spiritualitätsfamilie bestenfalls helfen, die eigene Religiosität zu entfalten. Bilder, Erzählungen, Rituale dienen demnach als Artikulation des eigenen religiösen Gefühls oder der Dekoration und Inspiration für die persönliche Gottsuche. Die eigene Originalität soll zum Vorschein kommen, monastische Vollzüge sind weitgehend beliebige Optionen individueller Gestaltung. Dieser (wieder vereinfacht charakterisierte) Typ des heutigen Mönchtums ist in Gefahr, im Kloster lediglich ein dialogisches Team zu sehen, eine parteiähnliche Gruppierung oder einen Zweckverband.

Vor dem Hintergrund der antiliberalen und der liberalen Sicht kann das Mönchtum in einer ins Alter gekommenen Moderne zu einer neuen Selbstbestimmung und Darstellung finden. Sie geschieht in Verantwortung heutigen Lebens und Denkens und beinhaltet eine Hinwendung zu bisweilen vernachlässigten Bereichen der mönchischen Existenz. Vor allem geht es um ihre Strukturprinzipien, die in einer postchristlichen Zeit neu zum Bewusstsein kommen müssen, wollen sie nicht verloren gehen. Diese Suchbewegung weiß sich im übrigen verbunden mit dem jüngsten theologischen Postulat nach einer Elementarisierung des Glaubens angesichts der Minderheitensituation des Christentums in den westlichen Gesellschaften. Eine Elementarisierung des Mönchtums würde bedeuten, seine Lebensform im derzeitigen Verständnishorizont zu verstehen und die wesentlichen Inhalte und Vollzüge vor dem Hintergrund heutiger Lebensweisen zu erklären.⁵

5 Grundzüge des Ordenslebens neu zu buchstabieren und dabei den einen oder anderen Aspekt besonders zu betonen hat mittlerweile zu einer ausufernden Literatur geführt. Als hervorragende Beispiele seien genannt Mirjam Schambeck, „Aus der Gottessehnsucht leben - Ordens-theologie in Zeiten des Übergangs“, Geist und Leben 76 (2003) 243-253, Melanie Wolfers, „Für Gott leben in Christus Jesus'. Christologische Perspektiven zu einer lebenslangen Bindung“, Mirjam Schambeck/Walter Schaupp (Hg.), *Lebensentscheidung - Projekt auf Zeit oder Bindung auf Dauer? Zu einer Frage des Ordenslebens heute* (Regensburg: Echter 2004) sowie Franz Gmainer-Pranzl, „Gestalt einer größeren Freiheit. Überlegungen zur Ordens-theologie heute“, *Erbe und Auftrag* 82 (2006) 21-34. Bemerkenswert sind auch die Neuauflagen monastischer Klassiker und die Sammelbände zum Mönchtum heute, wie sie z.B. von der Gemeinschaft von Bose bei Turin unter ihrem Prior Enzo Bianchi herausgegeben werden. Wie sehr eine derartige Neufassung des Mönchtums bereits an der Schwelle zum Konzil unter den Nägeln brannte, kann aus der Debatte im Anschluss an Wilfrid Tuninks Artikel „Purity of Heart and the Modern Monk“ ersehen werden. Siehe dazu *The American Benedictine Review* 10 (1959) 205-218; 12 (1961) 505-522; 13 (1962) 123-150.359-389; 14 (1963) 263-291.

Das Kloster erscheint in der postmodernen Perspektive als Glaubensschule (RB Prol. 45: *dominici scola servitii*). Es muss heute vielfach Aufgaben nachholen, die es bisher als Mitgift einer allgemeinen katholischen Sozialisierung voraussetzen konnte. Was im Hintergrund schon immer eine wichtige Rolle spielte, tritt dadurch plötzlich als eigenes Thema hervor: Gemeinschaft und Tradition. Die Einübung ins monastische Leben verlangt nämlich, sich die segmentierte Erfahrungsgeschichte der Kommunität anzueignen. Der Mönch bildet sich nicht selbst aus, sondern erhält eine sinnlich und leiblich vermittelte Formung durch das alltägliche monastische Leben. Ein klösterlicher Rhythmus, eine Einteilung von Zeit und Raum sowie Gebärden, Riten und Erzählungen, in denen sich das Menschsein im Angesicht Gottes vollzieht, empfangen ihn. Alles und jedes, auch die eigene Lebensgeschichte wird von einem Anderen her gedeutet. Einzelheiten des klösterlichen Daseins können für den Mönch bedeutungsvoll sein oder es wieder werden. Das gemeinsame und persönliche Gebet, Kleidung, Geschichten über die Anfänge und längst verstorbene Mitbrüder, vertraute Orte (vom Oratorium bis zum Baum im Konventgarten) schaffen eine differenzierte Identität. Die Bedeutung der *Story* ist an jeder Rekreation abzulesen: Dort erzählen die älteren Mitbrüder zum wiederholten Male vergangene Ereignisse, die für die Jüngeren schrittweise zum eigenen Erlebnisraum werden. Ebenso hat jedes Kloster seine liturgischen Orte, an denen über die Jahrhunderte der Verstorbenen gedacht wird. Denkwürdige Einschnitte, die Gründung und die Aufhebung etwa, werden im Gottesdienst und bei Tisch zum „inszenierten“ Hausfest. Wie die Kirche überhaupt ist das Mönchtum eine Erinnerungs- und Erzählgemeinschaft, ein formatives Netz kultureller Praktiken, die den Umgang und das Verständnis von Gott, Welt und Selbst prägen.

Wer heute den Glauben annimmt, trifft deutlicher als früher eine bewusste persönliche Entscheidung. Unser Leben ist individueller geworden. Der postmoderne Grundsatz, eine Praxis nicht blind zu übernehmen, sondern zuerst ihre Sinnhaftigkeit für das eigene Leben auszuloten, ist so gesehen auch ein Befreiungsschlag für das Mönchtum. Es besteht ja nicht in der äußerlichen Pflichterfüllung und im Ableisten eines Gebetspensums. Vielmehr umfasst es eine eigen-artige Lebensform, die zu einem Innenleben führen soll, das sich nach einer anderen Welt ausstreckt. Die monastische Observanz ist dem Einzelnen zwar vorgegeben; er muss sie sich aber auch immer neu erwerben, sonst bleibt sie hohl oder wird beim geringsten Widerstand aufgegeben. Jede Generation muss sich das Erbe neu aufbereiten; Originalität besteht nicht darin, gänzlich Neues zu schaffen, sondern durch die ureigene benediktinische Grammatik und ihr reichhaltiges Vokabular eine Sprache des Lebens und des Glaubens im Heute auszubilden und sie anderen zugänglich zu machen. Mönch sein heißt nicht bloß, mit dem Verstand etwas für richtig zu halten und bestimmten Regeln zu folgen. Es bedeutet, Teil eines lebendigen Organismus zu werden: sich von der Vor-gabe treffen und verwandeln lassen und von innen heraus handeln und reden. Ob nicht das neu erwachte Interesse an den Wüstenvätern ein beredtes Zeugnis für dieses zeitgemäße Verständnis des Mönchtums ist? Besonders die jüngere Generation in den Klöstern stellt eine Mentalität in Frage, für die sich die Gebetsverpflichtung in der treuen Verrichtung eines überkommenen Quantum erschöpft. Eine kontemplative Einstellung fragt nicht nach der Menge, sondern zielt auf Qualität. Von daher wird zuweilen auch die tägliche Messe in Frage gestellt, während die Wertschätzung der Handarbeit zunimmt. Neugründungen im monastischen Raum weisen ihr eine Schlüsselrolle zu.

Die Initiation in eine Gemeinschaftstradition muss einhergehen mit der achtsamen Entfaltung der Person. Ein Ordensinstitut hat ausgedient, wenn es sein Ziel nur noch darin sieht, die ihm zugewachsenen Arbeitsfelder möglichst lange bewirtschaften zu können. Aktivitäten dürfen nicht davon abhalten, von den eigenen Ursprüngen her ein Ordenscharisma auferstehen zu lassen, in dem Menschen auch heute einen einladenden Weg zur intensiven Begegnung mit Gott, den Menschen und sich selbst entdecken können. Klöster leben nicht nur für ihre sicher bedeutsamen seelsorglichen, pädagogischen und wirtschaftlichen Aufgaben. Um der depressiven Logik des „noch“ zu entgehen, müssen sie sich auf die Grundlagen ihrer Existenzform besinnen. Dann widerstehen sie leichter der Versuchung, Kandidaten nur danach zu bewerten, was sie mitbringen und wie sie in Zukunft eingesetzt werden können.

„Wenn uns alle äußeren Tätigkeiten genommen würden, wer wären wir dann und was würden wir noch darstellen?“ Diese Frage eines unserer Novizen könnte im Mönchtum, ja überhaupt im Ordensleben den schmerzlichen und befreienden Schritt vom „Priesterheim zum hl. Agapitus“ hin zur klösterlichen Vereinigung (*Kon-vent*) individueller Gottsucher auslösen. Ordensleben als – richtig verstandenes – Lebensexperiment käme der Postmoderne entgegen und würde dem Mönchtum sein eigenes Wesen erschließen helfen: Sicherheit wird durch Wagnis ersetzt, etablierter und privilegierter Stand durch Ausgesetzt-Sein; an die Stelle des Gefühls, endgültig angekommen zu sein, tritt eine Sehnsucht, die nicht mehr zur Ruhe kommt.⁶

Eine Lebensform, die ihre Strahlkraft nicht nur von vorzeigbaren Produkten, anerkannten Dienstleistungen sowie um ihrer selbst willen fortgeführten Traditionen erwartet, ist auch offener für die Unsicherheit unserer Epoche mit ihren zerrütteten und gebrochenen Biographien und Lebensentwürfen. Die Moderne besaß eine sichere Identität, die auf den Begriff gebracht werden konnte. In der Postmoderne dagegen gibt es keine eindeutigen und allen verfügbaren Erkenntnisse, sondern nur vorläufige Deutungen, die sich nach der jeweiligen Perspektive richten. *Différence* ist das Zauberwort der Postmoderne, und sie betrifft auch das Mönchtum.⁷ Das Differenzdenken hilft, die Innensicht nicht mit der Außensicht gleichzusetzen: Was für Insider Sinn hat und eine ganze Bedeutungswelt eröffnet, erscheint von außen als missverständlich und befremdend. Hier liegt das Problem, aber auch die Chance kirchlicher Sozialformen: Sie erscheinen zunehmend unverständlich und faszinieren doch als etwas anderes. In den unsicher gewordenen Räumen der zerklüfteten Postmoderne ist plötzlich wieder Platz für alternative Lebensformen aller Art, gerade auch für religiöse Gruppen, die ihr Leben im Angesicht eines ganz Anderen zu gestalten versuchen. Das Mönchtum schafft eine Welt der einsamen Fremde, die der Postmoderne zutiefst entspricht – und die sie doch nur schwer erträgt.

6 Vgl. zu diesem Absatz Maria Krieger, *Ob das Liebe ist? Dem Geheimnis einer Begegnung auf der Spur*, Bregenz 2003; Christian Schütz OSB, „Sendung und Erwartung der Ordensgemeinschaften heute“, *Ordenskorrespondenz* 46 (2005) 164-172, und Norbert Lohfink SJ, „Die Orden als Gottes Kirchentherapie. Biblische Überlegungen zur Not der Kirche und vieler Orden“, *Ordenskorrespondenz* 27 (1986) 31-54, dessen Grundthesen und ihre ordensgeschichtliche Beweisführung mich im Übrigen nicht immer überzeugen.

7 Sehr erhellend dazu: Walter Schaupp / Melanie Wolfers, „Denken der Differenz - Leben in Achtung vor dem Anderen. Anstöße heutiger Philosophie für das Leben in einer Gemeinschaft“, *Geist und Leben* 76 (2003) 254-262. Grundlegend vgl. Gregor-Maria Hoff, *Die prekäre Identität des Christlichen. Die Herausforderung postModernen Differenzdenkens für eine theologische Hermeneutik*, Paderborn: Schöningh 2001.

Mönche leben aber nicht nur ihre Differenz zur Welt, sondern auch ihre gegenseitige. Eine benediktinische Gemeinschaft wird zur kollektiven Hölle, wenn die schmerzliche Verschiedenheit ausgeblendet oder eingeebnet wird. Die feste Platzordnung bei Gebet und Mahlzeiten nach dem Eintritt (nicht nach Sympathie), die Tischlesung und das Schweigen an bestimmten Orten und zu vereinbarten Zeiten etwa sind Elemente einer objektiven Struktur. Sie bewirken eine Distanz, die verhindert, dass das Kloster zu einer Wohngemeinschaft, einem Verein oder Zweckverband verkommt. Gott steht im Mittelpunkt und ist selbst in der Einheit von *ora, labora et lege* nur erahnbar; nicht umsonst lautet das erste Wort der Benediktusregel „Höre!“ Die im Glauben zutage tretende Differenz gründet in der Freiheit des Menschen. Der Mönch versucht auf diese Weise, den Schmerz des niemals Identischen, der steten Abwesenheit von letzter Erfüllung bewusst auszuhalten und in sehnsuchtsvoller Lebenswache Gott den immer Größeren sein zu lassen. Wo das gelingt, wird das Mönchtum zu einer Herausforderung und Bereicherung für unsere Welt und Kirche.

3. Zwischen Rendezvous mit Gott und uneingelöster Sehnsucht

Unsere Wendezeit, die wir etwas rasch mit dem Konzept der Postmoderne zu erfassen versuchten, erfordert und ermöglicht eine Re-Vision des Mönchtums. Sie speist sich ebenso aus der Empfänglichkeit für die gegenwärtige Lebens- und Denkweise wie aus einem aktualisierten Eintauchen in die monastische Tradition. Zumindest in der westlichen Welt hat der Einfluss des Mönchtums auf Kirche und Gesellschaft abgenommen. Bisherige Selbstverständlichkeiten sind verloren, ebenso seine herausgehobene Stellung. Doch gerade dass es ins Ungewisse gerät, hilft dem Mönchtum, zu sich selbst zu finden. Seine neue Gestalt ist angesiedelt am Rande der pluralistischen Gesellschaft; sie wird missverstanden, toleriert, manchmal auch bewundert. Das Klosterleben kann sich so einer kirchlichen Funktionalisierung leichter entziehen. Hier stoßen wir auf ein scheinbares Paradoxon, das heute in gewissem Sinne das ganze Christentum betrifft: Das von der Welt marginalisierte Mönchtum ist für sie bedeutungsvoll, weil es einer anderen Wirklichkeit verpflichtet ist.

Eine eindeutige monastische Lebensform stellt den Anspruch Gottes über alles. Indem das Mönchtum vorherrschenden Trends und Moden widersteht, relativiert es gesellschaftliche Verhaltensmuster und Erwartungshaltungen. Für die Welt ist ein solches Alternativmodell durchaus wichtig und interessant. Umso mehr ist darauf zu achten, ob wirklich die mönchische Existenz selbst auf Ablehnung stößt und belächelt wird. Erregen nicht eher veraltete Usancen und Normen des Ordenslebens und eine daraus entstehende Verschrobenheit Anstoß und erschweren den Zugang? Auch wenn das Religiöse sonst in die Privatsphäre verbannt wird, weiß die Postmoderne markante Orte zu schätzen, die es überzeugend darstellen. So gesehen hat die monastische Innerlichkeit Bedeutung für die Gesellschaft. Das zeigt sich darin, dass die Klosterwelt in den Massenmedien in neuer Weise sichtbar ist; in diesem Phänomen meldet sich im Übrigen eine neue Form von Entprivatisierung der Religion, die auch andernorts zu beobachten ist. Ein solches kulturelles Klima fördert durchaus eine monastische Eigenkultur. Da das postmoderne Denken keine neutrale Basis der Lebenserfahrung und Argumentation mehr

zulässt, die alle einsehen und teilen, brauchen sich die kirchlichen Sozialformen nicht mehr ständig vor der säkularen Vernunft zu rechtfertigen. Sie dürfen wieder punkten mit ihrer Eigenart. Das Mönchtum kann somit auf seine eigene Kultur bauen, ohne ständig eine Beurteilung zu befürchten, die nur das äußere, oft befremdliche Gewand sieht. Es muss sich keiner Funktionalisierung im Zeichen modernen Fortschrittsdenkens beugen, das ihm lediglich eine Bedeutung als Kulturträger oder soziale Einrichtung zubilligt.⁸

Wenn das Mönchtum sein Wesen nicht verrät und sich nicht in einer Sonderwelt abkapselt, dann hat es einen Ort in der offenen Gesellschaft. In ihr haben Klöster keinen Herrschaftsanspruch (mehr), ihre Glaubwürdigkeit hängt nicht vom wirtschaftlichen Erfolg ab. Das Mönchtum drängt sich nicht auf, es wartet verhalten auf das freie Interesse von Menschen, die sich ihm annähern oder gar verschreiben wollen. Nach außen soll es freigebig und gastfreundlich sein, nach innen fordernd und konsequent. Von daher kann es ohne Identitätsverlust der Kultur und Gesellschaft offenherzig begegnen, z.B. der modernen Kunst etwas abgewinnen. Wenn Mönchtum sich so versteht und verhält, kann es zersplitterte und gebrochene Existenzen wahrnehmen und sie einer Ganzheit zuführen, die nicht dieser Welt entspringt. Mönche sollen von Gott her auf die Welt schauen, Lebenskeime in ihr wahrnehmen und dem Zeitgeist, der sich allzu gern absolut setzt, mit einem leisen Lächeln begegnen. Ob ein solches Mönchtum nicht auch der Kirche viel zu sagen hätte?

Bedeutungsvoll ist das Mönchtum für Kirche und Welt, weil es in einer jahrhundertelangen Tradition verankert ist; das Leben mit Gott auf dieser Erde prägte es von Anfang an, ob eremitisch oder zönotisch verfasst. Der von weit her kommende mönchische Blick soll Zeugnis geben von Gott, der dem irdischen Leben eine große Würde verleiht und ihm zugleich den Druck nimmt, letzte Instanz sein zu müssen. Das Mönchtum ist gerufen, in allem die Transzendenz aufleuchten zu lassen, vom Chorgebet bis zur Arbeit im Garten. Selbst die Geräte soll der Mönch wie heiliges Altargerät behandeln (RB 31,10). Im Abt, im Gast, im leidenden Mitbruder – überall stellt es den Anspruch, Jesus Christus zu begegnen. Nichts ist bedeutungslos, alles ist berufen, Vorort und Gefäß des Heiligen zu sein. Noch immer und wieder neu suchen Menschen gerade in Klöstern eine überlieferte Weisheit, die ihnen den Weg weist und eine tiefere Wirklichkeit erschließt. Ihre Gegenwart wollen sie über das gelebte Mönchtum durch Vergangenes anreichern und so eine tragfähige Zukunft gestalten, die nicht bloß im Moment aufgeht. Klöster können auf diese Weise einer pluralistischen Gesellschaft und ihrer um Antworten ringenden Kirche vor Augen führen und begreifbar machen, dass Sinn durch erprobte Lebensordnung gestiftet wird und wir unendlich mehr empfangen als geben. Engagement und Kreativität bedeuten deshalb nicht, stets etwas neu erfinden zu müssen und auf die eigene Genialität zu bauen; wir dürfen vielmehr die überlieferten Reichtümer heben und ansprechend inszenieren. Klöster können den engen Horizont öffnen, das Fremde ins Eigene bringen und unkonventionell, persönlich, anspruchsvoll eine Ahnung (vielleicht

8 Klöster als differenzierte Gefüge eigener Prägung und so als Biotope des Glaubens zu verstehen ist das Anliegen einer steigenden Zahl von Veröffentlichungen zum Ordensleben. Stellvertretend für sie seien genannt Michael Casey OSB, „The Monk in the Modern World“, *Tjurunga* 21 (1981) 5-24 und Medard Kehl SJ, „Kirche und Orden in der Kultur der Moderne“, *Geist und Leben* 74 (2001) 180-192.

sogar einen Vorgeschmack) von der transzendenten Welt vermitteln – zu einem „Rendezvous mit Gott“⁹ einladen.

Der Stoff dafür muss allerdings aus der eigenen Überlieferung kommen. Ein Aufenthalt im Kloster ist keine religiös verbrämte Geselligkeit. Zu gern möchte die Wellness-Kultur die anziehende Atmosphäre der Klöster für ihre Zwecke vereinnahmen, als wäre Stille herstellbar und die Brauerei das Wesentliche. Klöster springen manchmal mit erstaunlicher Bereitwilligkeit auf diesen Zug auf. Hildegard von Bingen würde sich darüber wundern, was alles unter ihrem Namen verkauft wird. Die Vermarktung des Mönchtums schlachtet auch Benedikt und die Wüstenväter aus und sucht in ihnen nur noch leicht vermittelbare Tipps für Manager und gestresste Zeitgenossen. Bei aller echten Suche, die sich hier äußert, droht doch das Missverständnis eines Mönchtums, das nichts kostet und ohne religiöse Verbindlichkeiten zu imitieren ist. Die Mönche und Nonnen haben dagegen immer gewusst: Wer Gott sucht, wird unausweichlich mit seiner eigenen Zwiespältigkeit konfrontiert; er muss von sich selbst absehen lernen und sich dem religiösen Sinngefüge anvertrauen.

Das Mönchtum ist keineswegs zu einem bedeutungslosen, von der Welt abgehobenen Leben verdammt. Es transzendiert die Welt, nimmt sie freilich an (inter-)kulturellen Lernorten klösterlicher Prägung auch auf. Das Leben im Angesicht eines Anderen lässt die Gemeinschaft das Fremde und Andersartige leichter ertragen und fruchtbar machen. Dass etwa während der beiden Weltkriege in internationalen Konventen in Rom Landsleute verfeindeter Staaten friedlich zusammenlebten, zeugt von einer monastischen Eigenkultur, die der Welt auch gegenüber tritt und sie so über sich selbst hinausführt. Die Einheit in der Verschiedenheit vorleben: darin läge ein wichtiger Dienst des Mönchtums für die Welt. Das postmoderne Ich fühlt sich zerrissen zwischen den eigenen Bedürfnissen, der Familie, dem Beruf, den sozialen Verpflichtungen. Der Erwartungsdruck der Gesellschaft macht nicht einmal Halt vor der Freizeit; selbst der Urlaub will optimal und spektakulär gestaltet sein. Auch das Gleichgewicht zwischen dem öffentlichen und dem privaten Sektor zu halten fällt schwer: Jeder beansprucht für sich eine möglichst ausge dehnte Privatsphäre, will aber zugleich Einblick nehmen in die der anderen. Dazu kommt ein Gefühl der Ohnmacht gegenüber den politischen und wirtschaftlichen Vorgängen; man fühlt sich ihnen ausgeliefert, ohne sie zu durchblicken, geschweige denn mitgestalten zu können.

Auch das Kloster ist keine heile Welt. Es ist Kind seiner Zeit, aber nicht ihr Sklave. Soziologisch gesprochen, lebt die partikulare Sozialform des Mönchtums im Angesicht einer „dritten Größe“: Seine Erwartung ist dem offenen Horizont Gottes zugewandt; daher kann es seinen Mitmenschen eine neue Anspruchslosigkeit vermitteln und bezeugen. Die vermeintlich überraschungsarme Lebensform erweist sich als Befreiung von einer Unübersichtlichkeit, die den Menschen eher müde als glücklich werden lässt. Das Mönchtum versucht auf seine Weise, das Individuum zu entlasten und es zugleich in Verantwortung zu nehmen: feste Raum- und Zeiteinteilung, Rangordnung (*Senium*), Dienstplan etc. Der Mönch ist einerseits verantwortlich für seine individuelle Gottsuche, die ihm niemand abnehmen kann; er braucht nicht zu befürchten, in der anonymen Masse aufzugehen. Andererseits bewahrt ihn die gemeinschaftliche Tradition davor, alles von

9 Vgl. M. Hochschild, „Rendezvous mit Gott. Eine soziale Topographie des Klosters von heute“, *Theologisch-praktische Quartalschrift* 152 (2004) 117-130.

sich zu erwarten; sie relativiert seine eigenen Wünsche und Leistungen durch ihre Geschichte, die in unvordenkliche Zeiten zurückreicht. Dadurch ist einer Fragmentierung der Lebenswelt Einhalt geboten: Was getrennt scheint, wird auf geistlicher Ebene als verbunden erlebt. Für den Mönch ist in seiner kleinen Welt alles aufgenommen und geborgen, sind die verschiedensten Dinge und Menschen vereinigt in einer harmonischen Ganzheit. Gelungenes Klosterleben verdankt sich einem Netz von Vertretungen, das anderen trotz ihrer Schwächen und Unzulänglichkeiten erlaubt, die ihnen zugedachte Stelle einzunehmen und auszufüllen.¹⁰

Für die Kirche wäre schließlich insbesondere beachtenswert, wie in Klöstern Tradition weitergegeben wird. Dort ist der Glaube eine organische Lebensform und kein abstraktes Lehrgebäude. Eingepflanzt wird er nicht so sehr durch abstrakte Formeln und Handlungsanweisungen, sondern durch die konkrete, leibliche Einübung in religiöse Anschauungen und Fertigkeiten. Zeichen und Symbole, Dichtung und Malerei, Rituale und Erzählungen vermitteln ein christliches Sinngefüge, in das sich der Glaubende einlässt und durch das er die Wirklichkeit versteht. Das Christentum kann seine Sinne zurück gewinnen, indem es sich auf seine vielfältigen Traditionen be-sinnt und dadurch im Heute erneut sinn-voll wird. Die Klöster verkörpern die Priorität des Seins vor dem Tun. Ihr Gründungscharisma, das sie stets neu entfachen und sich aneignen müssen, räumt dem Hören auf das Wort und der Feier des Gottesdienstes den ersten Platz ein. An dieser Stelle sei vorsichtig gefragt, ob nicht die pfarrliche Betriebsamkeit gerade jenen Nährboden austrocknen lässt, auf dem die Sehnsucht wachsen kann, nach den evangelischen Räten zu leben.

Das Mönchtum knüpft an die Postmoderne an und widersteht ihr, ist ihr aufnehmend nah und kritisch fern. Durch seine bloße Existenz macht es die Geschichte neu als Ort des Heils erfahrbar und kann ein Zeitverständnis einbringen, das im Gegensatz zur postmodernen Auflösung ein Finale und eine endzeitliche Verwandlung alles Geschaffenen kennt. Welt- und Heilsgeschichte fallen im Kloster anfanghaft zusammen – dieser *prophetische* Grundzug des Mönchtums tritt wieder deutlicher hervor, wenn Ordensleben vermehrt in Differenz zur Welt gelebt und erlebt wird. Als kontrastreiche Glaubensform hat das Mönchtum die *mystagogische* Aufgabe, mit den anderen und für sie unaufhörlich nach Gott Ausschau zu halten und den Menschen zu helfen, Spuren der göttlichen Gegenwart im eigenen Leben zu entdecken (auch wenn die Mönche und Nonnen selbst zuweilen davon recht wenig spüren). Eine *therapeutische* Wirkung entfaltet das Mönchtum, wenn es den suchenden Zeitgenossen – wie den Mönchen selbst – hilft, Hingabe und Bindungsbereitschaft wieder zu lernen. Das Leben unter Regel und Abt in der Welt von heute kann auf vielen Wegen eine entzauberte Welt (und Kirche) wieder das Staunen lehren. Das monastische Paradigma stellt dafür einen Schatz bereit, der hier nur angedeutet werden kann und für dessen Reichtum Außenstehende oft aufmerksamer sind als die Mönche und Nonnen: Das *vacare Deo*¹¹ (sich für Gott freihalten) soll dazu führen, sich für das Wesentliche frei zu halten. Klöster können bezeugen, dass bewusster

10 Entfaltet in meinem Aufsatz „Mönchtum als Stellvertretung?“, *Zeitschrift für Katholische Theologie* 128 (2006) 3-30.

11 Vgl. zur methodischen Erörterung M. Francis Mannion, „Modern Culture and the Monastic Paradigm“, *Communio* 20 (1993) 503-527 sowie die ausufernde Literatur, welche die Regula Benedicti und die ihr zugrunde liegende monastische Tradition heutigem Empfinden zugänglich macht.

Verzicht auf nützliche und angenehme Dinge ein erfülltes Leben nicht behindern muss, es sogar ermöglichen kann. Eine daraus erwachsende Kultur der *Absichtslosigkeit* weckt den Sinn für ein zweckfreies Leben im Angesicht Gottes. Die Beständigkeit (*stabilitas*) vermittelt einer Welt, die ständig unterwegs und nur selten bei sich zuhause ist, den Wert des Bleibens. Leben kann nur an einem bestimmten Ort gediegen gestaltet werden. Ist die Lebenswelt nicht an einem Ort verwurzelt, fällt das Dasein auseinander. Das Gelübde der Beständigkeit verwirklicht sich im Gelübde des geordneten klösterlichen Lebensstils (*conversatio morum*). Dieser bedeutet das schrittweise Hineinwachsen in die Wirklichkeit Gottes an einem bestimmten Ort in einer bestimmten Zeit.

Die Distanz zur Welt und der Aufbau einer monastischen Eigenkultur zeichnen das Mönchtum aus, sagten wir am Anfang. Einer Zeit, die den Körperkult pflegt und in dieser Welt aufzugehen scheint, hält auch heute noch der hl. Benedikt entgegen, sich der Endlichkeit bewusst zu werden und den eigenen Lebensraum als Vorwegnahme des Reiches Gottes und als himmlisches Jerusalem zu sehen. Alle Christen sollen Zeugen dessen sein, was wir von der Zukunft erhoffen – und die Mönche sollen dafür mit ihrer ganzen Existenz öffentlich eintreten. Ihre Erwartung drückt sich aus in einem maßvollen Leben hier auf Erden, das nach mehr Ausschau hält. Diese Haltung und Ausrichtung führt einen bedeutenden Philosophen unserer Tage dazu, sein Hauptwerk mit den Worten zu beschließen: „Wir warten nicht auf einen Godot, sondern auf einen weiteren – zweifelsohne völlig anderen – hl. Benedikt.“¹²

Abgang: Plädoyer für einen wahrhaftigen Realismus

Benediktiner sollen die Kunst beherrschen, in weltlichen Dingen das eigene Mysterium zu entdecken. Sie müssen sich ganz in die Welt einlassen, treue Knechte auch in profanen Dingen sein und dürfen doch das irdische Treiben aus der Distanz betrachten und zuweilen sogar belächeln. Das Kloster soll den Sinn der Kirche für die Welt sichtbar machen. Das geht freilich über die aktive Weltgestaltung. Die hier angestellten Überlegungen bedürfen daher abschließend einer Erdung, wollen sie nicht als hehres, aber wirklichkeitsfernes Ideal missverstanden werden und für bodenständige Kremsmünsterer überhaupt bedeutungslos sein.

Die Schule, die Pfarren mit ihrer Gebäudelast und den Pfründen, der Forst, die Landwirtschaft und die Fischzucht, schließlich die riesige Anlage des Stiftes mit seinen vielen Betrieben: Das Kloster ist Arbeit- und Impulsgeber in der wirtschaftlichen Region des Kremstales und *als solches* ist es erst als geistlicher Ort begreifbar. Die Verwobenheit von Mönchtum und heutiger Zeit stellt sich dar auf täglicher und tätiger Basis. Benediktiner als Lehrer und Pfarrer, Rent-, Forst- und Kellermeister teilen ihre Aufgaben und Nöte mit denen der anderen, sie müssen sich an Vorschriften halten und dürfen sich wie ihre Landsleute über Auszeichnungen des öffentlichen Lebens freuen. Sie sollen zum Segen für ihre Umwelt, ja ihre ganz konkrete Umwelt werden; ihr Handeln und Reden sollte spirituell geprägt und zugleich im irdischen Leben verwurzelt sein.

Ist also die ganze theoretische Abhandlung überhaupt nötig gewesen, wenn es ohnehin nur darauf ankommt, dass der Mönch von heute in seiner Welt den Mann stellt

12 Alasdair MacIntyre, *After Virtue: A Study in Moral Theory* (1981), dt.: *Der Verlust der Tugend. Zur moralischen Krise der Gegenwart*, Frankfurt/New York: Campus 1987, 350.

und dazu noch nach bestem Vermögen etwas von jenem Reich durchblicken lässt, dem er sich mit der Ordensprofess verschrieben hat? Kamen unsere Vorfahren im Kloster nicht auch ohne abstrakte Selbstbestimmung aus? So zu argumentieren würde bedeuten, sich genau jener Realität zu verweigern, im Namen derer man der Frage nach der eigenen Identität ausweichen möchte. Denn die Vorgänge um uns herum sind ja nicht bloß eine Herausforderung, der wir uns letztlich verschließen können. Auch bei uns sind Abläufe und Denkweisen in Bewegung gekommen, die für Generationen selbstverständlich und identitätsstiftend gewesen sind. Und anscheinend ist das Klosterleben auch bei uns nicht derart anziehend, dass die Altersstruktur nur annähernd der der breiteren Bevölkerung entspräche.

So wäre vom konkreten Leben eines Kremsmünsterer Benediktiners noch einmal auszugehen. Doch die eingangs gestellten Fragen auf einen bestimmten Raum und die gegebene Zeit zu beziehen, das kann kein Einzelner – auch nicht ein mit großer Zustimmung neu installierter Abt. Das bleibt Aufgabe der gesamten Gemeinschaft. Sie ist gerufen, das Klosterleben nicht durch die Masse der (administrativen) Arbeiten einseitig prägen zu lassen, immer wieder in Distanz zum täglichen Treiben und zu den eigenen Vorstellungen zu gehen; die Überforderung der weniger werdenden tragfähigen Mitglieder ebenso zu betrachten wie die sich wandelnde Bedeutung von Mitbrüdern, die an ihre körperlichen Grenzen stoßen und durch Alter und Krankheit einem Kloster neu zu verstehen geben, auf was es ankommt. Es gilt der depressiven Logik des „noch“ zu entgegen und der Versuchung zu widerstehen, Kandidaten vorschnell lediglich unter dem Gesichtspunkt zu sehen, was sie denn einbringen, konkret „leisten“ werden können. Damit neue „Himmelsstürmer“¹³ Wohnung im Kloster nehmen, können wir von ihnen nicht nur fordern, sich in Bestehendes einzufügen. Vielmehr dürfen wir von ihnen erwarten, dass sie ihre Welt einbringen, damit diese auch die unsere werde. Denn sonst übte man sich nur in der Kunst des Sterbens; dem Benediktiner ist aber wie dem Christen allgemein aufgetragen, von einem anderen Anspruch her das Leben in Fülle zu suchen – für sich und die anderen.

13 Vgl. Michael Hochschild, *Neuzeit der Orden. Kursbuch für Himmelsstürmer*, Münster: Lit 2005.